

# *Markus Harmann*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Botswana

vom 24. August bis 5. Oktober 2000

## **Der schöne Schein der Diamanten – Botswana am Scheideweg**

Von Markus Harmann

Botswana, vom 24. August bis 5. Oktober 2000,  
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

# Inhalt

1. Zur Person	80
2. Botswana – Land der Extreme	80
3. „Platz der kleinen Steine“	80
4. Krater in der Kalahari	83
5. Vom Entwicklungsland zum Schwellenland	84
6. Musterdemokratie oder Cliquenwirtschaft?	86
7. Hauptstadt ohne Flair	87
8. Rinderwahn und Cattle Posts	89
9. „Blooding area“: Zu Besuch in Afrikas größtem Schlachthof	91
10. Hoffnungsträger Ian Khama	92
11. „Botswana setzt auf Stabilität“ – oder: Frustration auf der ganzen Linie	93
12. Laute Musik und die Seuche Aids	97
13. Aidszahlen – nicht gut für den Ruf?	98
14. Aids und der Sinn des Lebens	100
15. „Es geht um Leben, nicht um Tod“	101
16. Ausblick	103

## 1. Zur Person

Markus Harmann, geboren 1973, studierte Politik, Geschichte und Kulturwissenschaft mit Magisterabschluss in Münster. Freie Mitarbeit für die Münstersche Zeitung, Lokalredaktion Telgte, und die B.Z. in Berlin. Praktika bei der Abendzeitung in München, bei Focus und dem Mitteldeutschen Rundfunk in Dresden. Seit Oktober 2000 Volontariat beim Münchner Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses. Vor dem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung noch nie in Afrika gewesen.

## 2. Botswana – Land der Extreme

Wer „Afrika“ erleben möchte, der sollte nicht nach Botswana fahren. Botswana ist nicht Afrika, Afrika „light“ vielleicht. Sätze, die ich vor und während meiner Reise oft gehört habe.

Botswana ist nicht bunt und nicht musikalisch. In Botswana findet man keine Basare und die Menschen sind nicht sonderlich freundlich. Das typische Gewürz in Botswana ist der Maggi-Brühwürfel und Souvenirs aus Botswana werden in der Regel nicht in Botswana gefertigt. Botswanas Städte haben wenig Charme.

Natürlich ist Botswana Afrika, nur ein anderes Afrika. Eines, das es geschafft hat. Auch das habe ich oft gehört.

Botswana macht keine Schlagzeilen mit ethnischen Konflikten, Massakern und Kriegen. Botswana hängt nicht am Tropf internationaler Nothilfe. Botswana verfügt über die reichsten Diamantenminen und seine Demokratie gilt als die am besten funktionierende in Afrika. Botswana hat erstklassige Straßen und die medizinische Versorgung gilt als vorbildlich, wenngleich die Aids-Quote nirgendwo auf der Welt so hoch ist.

Botswana ist ein Land der Extreme, der Widersprüche und der Kuriositäten. Von einigen handelt dieser Bericht.

## 3. „Platz der kleinen Steine“

Jwaneng liegt im Süden Botswanas, ungefähr 100 Kilometer entfernt von der Grenze zu Südafrika. Bis 1978 war es ein unwirtliches, namenloses Dornenfeld mit einigen Rundhütten. Heute hat Jwaneng schätzungsweise 15.000 Einwohner, und viele der neuen Bungalows am Stadtrand haben Sonnenkollektoren auf dem Dach. Von der Hauptstadt Gaborone sind es 160 Kilometer oder knapp zwei Autostunden bis Jwaneng. Die Straße dorthin ist vollständig asphaltiert und in

ausgezeichnetem Zustand. Ab Kanye, auf den letzten 90 Kilometern, heißt sie Sir-Seretse-Khama-Highway – benannt nach dem 1980 verstorbenen Staatsgründer Sir Seretse Khama. Obwohl der Highway schnurgerade verläuft, sollte man nicht schneller fahren als die Polizei erlaubt. Entweder sitzen Paviane auf der Straße oder freilaufende Rinder versperren den Weg. Oder man wird geblitzt. Zwischen Kanye und Jwaneng steht die botswanische Polizei besonders häufig mit ihren Laserpistolen. Elf Stundenkilometer zu schnell kosten gleich 80 Pula, das sind etwa 40 Mark. In Jwaneng wird aus dem Sir-Seretse-Khama-Highway der Trans-Kalahari-Highway. Die Stadt ist Eingangstor in die größte zusammenhängende Sandfläche der Welt, die Kalahari.

Jeden Mittwoch kommen Busse mit Schulklassen über den Khama-Highway nach Jwaneng gefahren, um eingangs des Ortes, im ersten Kreisverkehr, rechts abzubiegen. Von dort ist es dann nur noch ein Kilometer bis zu dem Ort, der für Botswana so wichtig ist und der Jwaneng vor gut 20 Jahren seinen Namen gab: Dem „Platz der kleinen Steine“, der größten Schmuck-Diamanten-Mine der Welt.

Diesmal kommen die Klassen 8a und 8d der „Ledumadumane Junior Secondary School“ aus Mogoditshane, einer Kleinstadt bei Gaborone. Ich darf die Gruppe bei der Führung durch die Mine begleiten. Ausnahmsweise – denn der Mittwoch ist ja eigentlich für Schulklassen reserviert. Die Debswana Diamond Company macht die Ausnahme, weil ich zwei Tage zuvor vergebens angereist bin. Das war nicht meine Schuld. Ordnungsgemäß hatte ich mich vier Wochen im Voraus mit einer Kopie des Reisepasses und dem persönlichen Werdegang in schriftlicher Form beim Hauptsitz der Diamantenfirma in Gaborone angemeldet. Trotzdem ließ mich der grimmig schauende Pförtner am mit NATO-Draht gesicherten „Gate“ in Jwaneng nicht einreisen. Mein Name tauchte nirgends auf der Besucherliste auf ...

Diesmal geht's reibungslos. Sarah Mahupela heißt die 69 Schüler, zwei Lehrer und mich vor dem Eingang des Gebäudes mit dem Namen „Communication Office“ willkommen. „Nice, to meet you! Hope, you had a nice trip.“ Und, an mich gerichtet: „I'm so sorry for the misfortune last week.“

Miss Sarah ist „Public Relation Officer“ bei der Debswana Diamond Company und zuständig für die zweistündigen Führungen durch die Mine. Sie ist 34, freundlich und immer um ein Lächeln bemüht. Ihr Anzug ist aus dem gleichen dunkelblauen Farbton, der auch im Emblem des Diamantenkonzerns auftaucht. Miss Sarah trägt das Emblem als Anstecker an ihrem Revers. In der Mitte der kleinen Brosche: Ein stilisierter Diamant.

Debswana ist eine Wortschöpfung aus den Namen De Beers und Botswana. Denn der südafrikanische Konzern De Beers, größter und mächtigster Diamantenförderer der Welt, und die Regierung von Botswana halten jeweils 50 Prozent der Konzernanteile. Alle drei Diamantenminen auf botswanischem

Boden gehören der Debswana Company: Neben der Jwaneng-Mine, die 1982 als letzte erschlossen wurde, auch die in Orapa und in Lethlakane. Gefördert werden größtenteils Schmuckdiamanten, die teuersten Steine der Welt. Und Botswana hat so viele von ihnen, wie vermutlich kein anderer Staat der Welt.

Zum vierten Mal sei er schon hier, sagt der Lehrer Lawrence Madibela und schaut ein bisschen gelangweilt. Er nimmt sich einen Kaffee mit Milch, der in der Minibar vor der Tür zum Versammlungsraum im „Communication Office“ angeboten wird. Dann folgt er seinen Schülern in den abgedunkelten Raum. Madibela kennt das Prozedere. Jeder Besuch beginnt mit einem Film. Die 15- und 16-jährigen Schüler sind aufgekratzt. Sie drängen auf die Stühle entlang der U-förmigen Tischreihe, als die Leinwand von der Decke fährt. Die Jungen tragen eine graue Stoffhose, weißes Hemd und Schlips, die Mädchen ein kurzes, blaues Röckchen und über der weißen Bluse einen blauen Westover. Schuluniform ist Pflicht, selbst – oder vielleicht gerade – beim Ausflug in die Mine.

Miss Sarah steht schon vorne. Als der Lärmpegel etwas niedriger wird, beginnt sie: „Diamanten sind die Lebensader dieses Landes und Jwaneng ist die Prinzessin unter den Minen.“ Sehr wahrscheinlich ist Jwaneng sogar die ertragreichste Schmuck-Diamantenmine der Welt, genau könne man das aber nicht sagen, weil niemand weiß, was beispielsweise Russland produziert.

Wer in den folgenden zehn Filmminuten Zahlen und Statistiken erwartet, etwa zur täglichen oder jährlichen Fördermenge, zur Zahl der Mitarbeiter oder zur Größe des Geländes, der wird enttäuscht. Der Film erzählt die Geschichte eines Diamantenhändlers, der auf der Suche ist nach den besten und funkelndsten Schmucksteinen der Welt. Immer wieder wird er enttäuscht: Die Ware, die ihm angeboten wird, ist minderwertig. Als er von der Jwaneng-Mine hört, fährt er hin, und seine Augen glänzen, als er einen der Diamanten zwischen Daumen und Zeigefinger hält. Darauf also hat er so lange gewartet.

Dann werden Menschen gezeigt, die joggen und Squash spielen, die eine Straße asphaltieren, die in weißen Kitteln durch den sterilen Gang eines Krankenhauses laufen, die im Supermarkt aus zehn verschiedenen Apfelsorten auswählen. Dazu, in Text und Ton: „No sports, no streets, no hospitals, no food – without diamonds“. Die Schüler schweigen. Aber sie haben verstanden: Dass sie es besser haben als die meisten ihrer Altersgenossen in Simbabwe, in Sambia, ja eigentlich in allen anderen afrikanischen Ländern, das verdanken sie einzig und allein den Diamanten. „Habt ihr alles verstanden?“, fragt Miss Sarah, als das Licht angeht. Geduldig schaut sie in die Runde.

Mit jährlichen Einnahmen von vier Milliarden Mark tragen Diamanten 33 Prozent zum Bruttosozialprodukt bei, 65 Prozent zu den Staatseinnahmen und fast 90 Prozent zu den Exporterlösen. Während fast alle Staaten Afrikas unter Schuldenbergen ächzen, verwaltet Botswana ein Guthaben von fast fünf Milliarden Dollar. Damit könnte es zwei Jahre lang seine Importe decken.

Botswana hatte in den 80er Jahren weltweit die höchsten Wirtschaftswachstumsraten: 15 Prozent im Jahr. Heute sind es „nur“ noch fünf bis sieben Prozent. Botswana hat keine Slums, Armut sieht man nicht sofort.

Diamanten lagern noch reichlich unter der Kalahari. Unlängst gab Debswana bekannt, man werde bis zum Jahresende 2002 die Mine in Orapa so ausbauen, dass künftig zwölf statt sechs Millionen Karat jährlich gefördert werden können. Alle drei Minen produzieren dann 26 Millionen Karat im Jahr, mehr als fünf Tonnen Diamanten. Damit wäre Botswana, gemessen am Wert, größter Diamantenproduzent der Welt.

Ohne die kleinen Steine, das weiß inzwischen fast jeder Schüler, wären die 1,6 Millionen Einwohner, die in dem Binnenland so groß wie Frankreich leben, noch immer arme Viehzüchter.

#### 4. Krater in der Kalahari

Was sollte man anfangen mit einem Land, dessen Fläche zu 80 Prozent von der Kalahari, einer Gras- und Buschsavanne, bedeckt wird? In dem man eine Woche brauchte, um von Gaborone im Süden nach Maun im Norden zu gelangen? In dem sich gerade zwei Prozent der Fläche für Ackerbau eigneten und bis heute eignen?

Betschuanaland. So hieß das britische Protektorat bis zur seiner Unabhängigkeit 1966. Seine Bewohner galten als die ärmsten der Welt und die ehemaligen Kolonialherren dürften ganz froh gewesen sein, das verdorrte Land losgeworden zu sein. Ein Jahr waren sie fort, als unter eben jener kargen Savannengegend reichste Diamantenlager entdeckt wurden. Innerhalb von drei Jahrzehnten wurde Botswana zum bedeutendsten Diamantenförderer der Welt und zu einem der wohlhabendsten Staaten des Kontinents.

In Jwaneng verteilt Miss Sarah nach dem Film Bauarbeiterhelme, rote für die Mädchen, weiße für die Jungs. Die meisten sind viel zu groß, sitzen schief oder fliegen gleich wieder vom Kopf, als die Schüler zum Bus rennen. Keke wartet schon. Früher bediente Keke mal einen der Bagger der Mine. Heute chauffiert er mit seinem alten, blau-weißen Bedfordbus Besuchergruppen über das Gelände. Es geht nur 300 Meter weit, bis zu den drei Dreheingängen. Zu beiden Seiten der Eingänge schließt sich ein drei Meter hoher Maschendrahtzaun an. Dahinter, in zwei Reihen: NATO-Draht. Eintritt nur mit Miss Sarahs Hausausweis. Einen nach dem anderen lässt sie rein. Die Eingänge führen in einen 100 Meter langen Gang, oder besser: In einen Schlauch, der rundum vergittert ist. Am Ende wartet Keke bereits mit seinem Bus. Niemand von uns hat mitbekommen, wie er dorthin kam. „Willkommen im Hochsicherheitsgelände von Jwaneng. Sie befinden sich hier in der blauen Zone“, ruft er uns entgegen und grinst breit.

Vielleicht 500 Meter Fahrt über geschreddertes Gestein folgen. Mein Blick schweift über gewaltige, in 18 Jahren von Menschenhand gleichmäßig aufgetürmte Berge aus Gestein. Als der Bus hält und wir aussteigen, sind die Steinberge egal: Vor unseren Füßen öffnet sich die Erde – ein gigantischer Krater, die Sohle mit ihrer graugrünen Grundwasserfütze liegt rund 250 Meter tief. Die Abbaufäche für Diamanten misst 130 Hektar.

Miss Sarah spult ihren Text runter: „Bis in eine Tiefe von 700 Metern schürfen wir in den nächsten 35 Jahren. Im Tagebau. Danach ist Schluss. Unter Tage geht es hier nicht weiter. Aber bis dahin sind sicher weitere Abbaustellen aufgetan. Die Kalahari ist voll von Diamanten. – Noch Fragen?“ Keine Fragen. Die Schüler stehen dicht gedrängt am Geländer der Aussichtsplattform und starren in die Tiefe.

Im Bus geht es in Serpentina tiefer in die Mine. Die gelb-schwarzen Kipper mit den dicken Steinen auf der Ladefläche, die von oben wie Spielzeuge aussahen, sie werden groß und größer. Diese Monstertrucks sind Spezialanfertigungen für die Arbeit in der Mine. Über vier Meter hohe Leitern klettern die Fahrer in ihre Kabine. Die vier Reifen haben einen Durchmesser von 3,80 Meter, das Leergewicht ist 85 Tonnen, die Kapazität der Ungetüme beträgt 177 Tonnen.

Alles ist hier etwas größer: Die Bagger, die das Gestein aus den Kraterwänden brechen und auf die Lkw schaufeln. Die Förderbänder, auf die die Trucks ihre Ladung kippen und die dann die Steine in Schreddermaschinen leiten. Die „Cruster“, so heißen diese gigantischen Steinbeißer, verkleinern die Felsbrocken nach und nach in 25 Millimeter dicke Steine. Jeder von ihnen könnte einen Diamanten in sich bergen.

Das Aquarium befindet sich in der roten Zone. Rot heißt: Für Besucher unzugänglich. Das Aquarium ist ein etwa 80 Meter hoher, türkis schimmernder Turm, der erst im März 2000 fertiggestellt wurde. In den 22 Etagen, die Karpfen, Hecht oder Forelle heißen, wird die Spreu vom Weizen getrennt. Oder besser: Der Stein vom Diamanten. Mit Röntgenstrahlen wird nach den Diamanten gefahndet, mit Laserstrahlen werden sie freigelegt. 36.000 Karat kommen so Tag für Tag zusammen. 12,7 Millionen Karat sind das im Jahr. Glenn ist begeistert und stolz: „Haben Sie auch Diamanten in Deutschland?“, fragt mich der 15-jährige Schüler. Als ich verneine, sagte er nur: „Schade für Sie“.

## 5. Vom Entwicklungsland zum Schwellenland

Breit und in einem hässlichen graubraun überragt das Orapa-Haus die Skyline der Hauptstadt Gaborone. Hierher kommt die gesamte Ausbeute aus den drei Diamantenminen des Landes. Hinter Fenstern, die so konstruiert sind, dass zu keinem Zeitpunkt des Tages direktes Sonnenlicht einfallen kann,



werden die Steine nach angeblich 5.000 Qualitätsmerkmalen sortiert. Alle paar Wochen fliegen Repräsentanten des mächtigen Londoner Diamantenkartells CSO ein und ersteigern den größten Teil der Diamanten.

Botswana liefert den Rohstoff, Europa regelt den Verkauf – und macht den Umsatz. Zwar gehen circa 75 Prozent der Erlöse aus dem Verkauf der Rohdiamanten an den botswanischen Staat, 1998 waren das mehr als drei Milliarden Mark. Das ist bei Gesamtexporterlösen von knapp über vier Milliarden Mark auf den ersten Blick ein sehr einträgliches Geschäft. Aber: „Die geschliffenen, verarbeiteten Diamanten erzielen doch ein Vielfaches dieses Gewinnes“, sagt Klaus Thüsing, Chef des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) für Botswana.

Mit ihm treffe ich mich an der Pool Bar im Hotel Gaborone Sun, kurz: Gab Sun. Das Hotel mit integriertem Spielsalon und Golfplatz nebenan liegt mitten in der Hauptstadt, am Nyerere Drive. Es behauptet von sich, das beste im Land zu sein und liegt deswegen im Dauerclinch mit dem Grand Palm Hotel, einige Kilometer außerhalb des Zentrums. Beide Luxusdestinationen schmücken sich mit fünf Sternen und beide haben eine ausgezeichnete Küche. Wenngleich Günther aus Regensburg sagt, die Küche im Gab Sun sei einen Tick besser. Er muss es ja wissen: Seit einigen Jahren ist er Chefkoch im Gab Sun. Seine Spezialität: Springbock in Trüffelsauce an Broccoli.

Gemeinsam ist beiden Hotels, dass ihre Bars und Restaurants im Prinzip die einzigen öffentlichen Treffpunkte der Hauptstadt sind. Es gibt vielleicht noch eine Handvoll anderer Lokale in Gaborone: Das Bull & Bush, in dem besonders gerne Buren absteigen, oder, gleich daneben, ein feines indisches Restaurant – das war's dann aber auch. Es gibt weder ein Theater, noch eine Oper, gerade mal zwei Kinos, von denen das eine erst vor zwei Jahren zusammen mit einem Fitnesscenter gebaut wurde und so versteckt liegt, dass man es eigentlich nicht finden kann, wenn man nicht gerade daneben wohnt – oder Sport treibt. Das andere befindet sich im Grand Palm Hotel.

Klaus Thüsing, der vor zwei Jahren aus Ghana nach Botswana kam, weil er mit Karl-Heinz Frank den Posten des jeweiligen DED-Landesbeauftragten tauschte, ist bereits wieder auf dem Sprung. Der Deutsche Entwicklungsdienst zieht sich, genau wie die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ), aus Botswana zurück. Und zwar vollständig. „Das Land ist zu reich. Es ist nach Meinung der deutschen Regierung nicht länger ein Entwicklungsland, sondern Schwellenland. Und als Schwellenland soll es sich seine Hilfe gefälligst kaufen“, sagt Klaus Thüsing, und ein bisschen Sarkasmus klingt mit.

Neben Botswana gibt es momentan nur einen anderen Staat, aus dem die Bundesregierung ihre Entwicklungshelfer vollständig abzieht: Papua-Neuguinea. Allerdings soll in den nächsten Jahren die Zahl der Länder, mit denen Deutschland Entwicklungszusammenarbeit betreibt, von 118 auf etwa 70 sinken.

Thüsing kommt gerade aus Pretoria in Südafrika. Dort hat er sich schon mal nach einem neuen Dienstsitz umgesehen. Von Pretoria aus koordiniert er ab 2001 die Entwicklungszusammenarbeit mit Südafrika und Lesotho und die auslaufenden Projekte in Botswana. Die 30 deutschen Entwicklungshelfer, die momentan noch in Botswana tätig sind, bleiben im Land. Vorerst. Es ist noch unklar, wann in den nächsten zwei Jahren sie abgezogen werden.

Thüsing macht kein Hehl daraus, dass er den Abzug seiner Leute aus Botswana für „grundfalsch“ hält. „Der DED leistet personelle Zusammenarbeit. Und die ist für Botswana sehr wichtig. Geld hat das Land genug, aber keine Leute, die ausbilden.“

Die DED'ler arbeiten in Brigaden, die auf das ganze Land verteilt sind. Brigaden sind Ausbildungszentren mit bis zu 300 Lehrlingen aus ganz unterschiedlichen Berufssparten. Die Zentren dienen nicht nur der Ausbildung, sie stellen in den verschiedenen Städten und Dörfern des Landes gleichzeitig die Nahversorgung sicher. Der Deutsche Entwicklungsdienst beschäftigt Kfz-Schlosser, Tischler, Schmiede, Töpfer und andere Handwerker. Fast alle sind Meister in ihrem Beruf und bilden Einheimische aus.

Botswana verfügt über keinen Mittelstand, es gibt kaum Industrie. Debswana, der Diamantenkonzern, gehört zu den wenigen Unternehmen, die kontinuierlich junge Leute ausbilden.

## 6. Musterdemokratie oder Cliquenwirtschaft?

Klaus Thüsing ist oft im Gab Sun, wenn einer seiner Entwicklungshelfer oder ein Journalist sich mit ihm treffen will. Es wimmelt an diesem Abend von Ausländern, den expatriates. An den Tischen neben uns sitzt der Kanzler der deutschen Botschaft, Klaus Schregle; an der Bar steht, plaudernd, Jochen Friggen, deutscher Coach der botswanischen Fußballnationalmannschaft. Die Einheimischen sind hier in der Minderheit. Man erkennt sie daran, dass sie ihr Bier erst nach einem lauten „Pula“ herunterspülen. „Pula“ ist Trinkspruch, „Pula“ ist die Landeswährung und „Pula“ heißt Regen. Das bedeutungsvollste und wichtigste Wort der Landessprache.

Thüsing, der ehemalige Referent der SPD-Bundestagsfraktion für „Kultur, Bildung und Wissenschaft“, mag die sterile und gehobene Hotelatmosphäre nicht sonderlich. Sie sei, sagt er, ein „Spiegelbild des Landes“.

„Botswana ist im Prinzip ein großes Wirtschaftsunternehmen“, meint Klaus Thüsing, „finanziert von Debswana, geführt von einer kleinen Clique.“ Was US-Präsident Bill Clinton bei seinem Besuch 1997 als Musterdemokratie lobte, das sei doch in Wirklichkeit eine „Oligarchie“.

Regiert hat in 34 Jahren nur eine Partei, die „Botswana Democratic Party“ (BDP). Es gab bisher nur drei Präsidenten und keinen Putsch. Gewählt wird im Fünf-Jahres-Rhythmus nach einem strengen Mehrheitswahlrecht, was es der Opposition nicht unbedingt leicht macht, die Machtverhältnisse zu ändern. Aber die Wahlen laufen stets äußerst korrekt ab, da sind sich alle Beobachter einig.

Nach britischem Vorbild existiert ein Zwei-Kammern-System: Die Nationalversammlung als Gesetzgebungsorgan mit 47 Mitgliedern, von denen 40 vom Volk und vier vom Parlament gewählt werden und drei dem Organ ex-officio angehören und, als zweite Kammer, das „House of Chiefs“, dem die Herrscher der acht Batswana-Ethnien angehören und sieben Vertreter anderer ethnischer Gruppen. Die Häuptlingstümer sind in Botswana nach wie vor ein entscheidender Faktor bei der politischen Mobilisierung. Traditionen sind tief verwurzelt. Trotzdem plädieren botswanische Sozialwissenschaftler, wie Patrick Molutsi, in Reden und Schriften immer wieder dafür, den politischen Einfluss der Chiefs zu begrenzen: „Sie tagen kaum noch, und wenn sie tagen, streiten sie um Einfluss und Posten. Das bringt das Land nicht weiter“, schrieb er.

Politische Meinungsbildung ist in Botswana schwer möglich. Die einzige Tageszeitung, die „Botswana Daily News“, umfasst maximal zehn Seiten, ist von armseliger Qualität und streng auf Regierungslinie. Der Slogan über dem Zeitungskopf mutet dreist an: „The paper, that informs and ecudates“. Es gibt noch eine Handvoll Wochenzeitungen. Die aber beteiligen sich kaum an der politischen Meinungsbildung. Sie sind zwar unabhängig, sticheln auch in schöner Regelmäßigkeit gegen die Regierenden, haben sich darüber hinaus aber eher der Unterhaltung der Gesellschaft verschrieben: Schwerpunkte sind lokale Themen aus Gaborone und natürlich Sport.

## 7. Hauptstadt ohne Flair

Gaborone wird Klaus Thüsing nicht vermissen, wenn er demnächst nach Pretoria zieht. Höchstens sein Grundstück mit dem weißen Fertighaus und den alten, schattenspendenden Bäumen. Es liegt mitten in der Stadt, dort, wo die Botschafter ihre Residenzen haben. Das Haus soll eines der ältesten Gaborones sein, gebaut im Jahr der Unabhängigkeit, 1966, oder schon davor, genau wisse man das nicht, sagt Thüsing. Gaborone besitzt keine prächtigen Kolonialbauten, keinen alten Kern, wie andere afrikanische Metropolen. Die Stadt ist jung.

Bis 1966 war sie ein unbedeutendes Provinznest mit gerade 4.000 Einwohnern. Dass die Briten es zur Hauptstadt erklärten, bevor sie gingen, verdankt Gaborone nur dem Umstand, dass es nah an der südafrikanischen Grenze liegt. Vor der Unabhängigkeit wurde Betschuanaland von Mafikeng in Südafrika aus verwaltet.

Vorwiegend indische Architekten machten sich damals an die Planung eines für 20.000 Einwohner bemessenen Regierungszentrums. Diese Zahl wurde bereits 1971 erreicht. 1991, bei der letzten Volkszählung, hatte Gaborone 133.000 Einwohner. Heute sollen es knapp 200.000 sein. Botswanas Kapitale gilt als die am schnellsten wachsende Stadt Afrikas, jährlich steigt die Zahl der Einwohner um 15 bis 20 Prozent.

Überraschend ist diese Entwicklung nur auf den ersten Blick. Land war bis vor wenigen Jahren prinzipiell frei in Botswana. Die wenigen Einwohner sollten die Möglichkeit bekommen, sich niederzulassen, wo sie wollten. So verfügte es einst die erste Regierung. Boomtown Gaborone wirkte als junge Hauptstadt natürlich ganz besonders attraktiv.

„400 Quadratmeter standen jeder Familie zu“, sagt mir Omogue Ntsie, „Extension Officer“ im „Ministry of Lands and Housing“. „Die Leute kamen, schauten sich um, suchten sich eine Parzelle aus, umzäunten sie und bauten ihre Hütte.“ Die meisten der traditionellen, grasgedeckten Rundhütten aus Lehm und Rinderdung sind inzwischen quadratischen Backsteingebäuden oder Fertighäusern gewichen.

Geblichen aber ist eine Stadt, die sich breit macht wie eine Pfannkuchen. Gegen den Ansturm der Zuwanderer sind die Stadtplaner machtlos. Auch wenn sie, wie seit einigen Jahren üblich, einen symbolischen Grundstückspreis von 1000 Pula (500 Mark) erheben. Bei der Volkszählung 1991 lebten 45 Prozent der Botswaner in städtischer Umgebung. Heute sollen es knapp 60 Prozent sein.

Gaborone hat kein wirkliches Stadtzentrum. Statt dessen wuchern an allen Ecken und Enden Einkaufszonen mit Super- und Möbelmärkten nach amerikanischem Vorbild, mit südafrikanischen Fast-Food-Restaurants, kleinen Shops und Banken. Dort ballt sich die Bevölkerung der Stadt.

Holztischchen, auf denen Frauen Bananen, Bonbons oder südafrikanische Magazin anbieten und die Bretterverschläge am Straßenrand, in denen junge Leute für wenig Geld Haare schneiden – sie können die Atmosphäre auch nicht retten. Irgendwie scheint alles etwas unnatürlich, künstlich und zu schnell gewachsen.

Francistown, Maun, Lobatse, all die anderen größeren Städte unterscheiden sich kaum in ihrer Struktur und Anordnung von Gaborone. Die typischen Rundhütten findet man fast nur noch in den Dörfern und Kleinstädten. Aber gleich neben einer solchen Hütte: Die Hähnchenbraterei „Chicken Licken“. Botswana ist ein Land der Extreme.

„Sie müssen entschuldigen für unsere Hauptstadt. Sie ist keine echte Hauptstadt. Sie ist hässlich und ohne Flair“, flucht Manuel Phalane und wirbelt mit seinen Armen über dem Lenkrad. Phalane arbeitet für den Autoverleiher „Budget-Car“. Jeden Tag muss er quer durch die Stadt fahren, um zu seinem

Büro am „Sir-Seretse-Khama-International-Airport“, zehn Kilometer nördlich von Gaborone, zu kommen. Phalanes Schicht ist um 17 Uhr zu Ende und weil ich meinen Leihwagen gerade zurückgebracht habe, nimmt er mich mit in die Stadt.

Entlang des Flughafenzubringers wird immer noch gearbeitet. Radlader schieben Erde über die Begrenzungen der Straße. Walzen, wie sie auch in Europa eingesetzt werden, rollen über eine frisch aufgetragene Geröllschicht. An anderer Stelle dampft der Untergrund. Eine Asphaltdecke wird gerade aufgezogen. Nicht etwa von Hand, sondern mit modernstem Gerät. Der Verkehr nimmt überall im Land zu. Mit neuen und verbreiterten Straßen, vor allem in der Hauptstadt, will die Regierung des größer werdenden Fahrzeugaufkommens Herr werden. Zehn Kilometer Teerstraße besaß Botswana 1966 bei der Unabhängigkeit, heute sind es über 18.000 Kilometer.

Wer es sich eben leisten kann, der kauft sich ein Auto, meist sind es Wagen japanischer Hersteller. Ohne Auto steht man in Botswana schlichtweg auf verlorenem Posten, selbst in Gaborone sind die Distanzen einfach zu groß. Zwar fahren Toyota Minibusse in kurzer Abfolge ihre festen Routen, und der Preis für eine Fahrt beträgt niedrige 1 Pula 15, circa 60 Pfennig. Doch die Busse sind stets voll, das heißt: Es geht am Bahnhof erst los, wenn 18 statt der sinnvollen zwölf Passagiere an Bord sind.

Dafür sind die Touren über Land recht komfortabel geworden. Seit der Fernstraßenring von Gaborone über Francistown im Nordosten, Maun im Norden, Ghanzi im Nordwesten und Kanye im Südosten nahezu geschlossen ist, brechen die Busse stündlich zu Umrundungen auf. Viele Fahrzeuge sind modern, klimatisiert und selten voll. Angst macht allerdings die Geschwindigkeit, mit der die Fahrer über die Highways brausen, auf dem oft wilde und domestizierte Tiere stehen. Unfälle sind nicht selten. Ich habe in meinen sechs Wochen bestimmt zwei Busse neben der Fahrbahn liegen sehen. In einem Fall standen und saßen Menschen mit blutverschmiertem Gesicht neben einem metallenen Schrotthaufen.

## 8. Rinderwahn und Cattle Posts

Zu Rindern haben die Botswaner ein sonderbares Verhältnis. Ein Rind ist Kulturgut und Hobby, Tauschware und Nahrung zugleich. Wer eines schuldhaft tötet, etwa im Straßenverkehr, der muss damit rechnen, fünf Jahre seines Lebens im Gefängnis abzusitzen. Die Botswaner sind stolz auf ihre Rinder, so stolz wie auf Mpule Kwelagobe. Die 19-jährige aus Botswana wurde 1999 zur Miss Universe gewählt.

Fast 3,5 Millionen Rinder leben unter den 1,6 Millionen Einwohnern. Und auch für die Rinder gilt: Land ist frei! Mit dem Brandzeichen ihres Besitzers versehen, laufen sie in kleinen Herden dorthin, wo noch ein bisschen Gras wächst – das Land ist hoffnungslos überweidet. Meist halten sie sich in Reichweite eines bestimmten Wasserbohrloches auf, das der Rancher angelegt hat. Nachts legen sie sich mit Vorliebe auf den warmen Asphalt der unbeleuchteten Fernstraßen. „Fahren sie nachts?“, fragt mich der Mann vom Autoverleih. Hätte ich ja gesagt, die Versicherung wäre erheblich teurer geworden.

Seit einigen Jahren verlaufen 3.000 Kilometer Weidezaun durch das Land, von Süd nach Nord, von West nach Ost. Sie sollen die Rinder von den Wildtieren trennen, damit die berüchtigte Maul- und Klauenseuche nicht noch einmal um sich greift, wie zu Beginn der 90er Jahre, als knapp eine Million Rinder getötet werden mussten.

John Masisi gehört auch zu denen, die alle zwei Wochen von Gaborone aus Hunderte Kilometer weit in die Pampas fahren. Er kann es sich erlauben, er verdient gut als Schlachter. Er fährt 300 Kilometer weit in die Nähe seines Geburtsortes Serowe, an der Rand der Kalahari. Dort liegt seine Cattle Post: Eine kleine Lehmhütte zum Schlafen, eine Wasserstelle, ein paar alte Holzzäune, ansonsten nur Weite und Ödland. Doch irgendwo zwischen den Akazien und dem Büffeldorn, dort, wo noch etwas Buschgras aus dem Sand sprießt, da stehen seine mageren Rinder. 300 Stück besitzt er. Sein ganzer Stolz. Stundenlang kann Masisi auf seiner Matte sitzen. Mit den Fingern schaufelt er den warmen Maisbrei aus einem Topf und beobachtet seine Rinder. Er murmelt etwas von „Entspannung und Tradition“. Am liebsten ist er alleine.

In Botswana wimmelt es von Cattle Posts, den Rinderstationen. Was den Deutschen ihre Vereinsheime, sind den Botswanern ihre Rinderstationen, sagte mir einmal ein Mitarbeiter des Deutschen Entwicklungsdienstes.

„An Feiertagen, wie dem Unabhängigkeitstag am 30. September“, sagt Masisi, „ist Gaborone wie ausgestorben. Dann sind sie alle auf ihrer Cattle Post.“ Jeder dritte Botswaner besitzt mindestens ein Rind. Allerdings gehören mehr als 1,5 Millionen Rindern nur vier Prozent der Bevölkerung. Auch Staatspräsident Festus Mogae hat seine Herde irgendwo in der Pampas stehen. Viele Politiker sind Großgrundbesitzer.

Masisi ist dennoch eine Ausnahme unter den vielen Cattle Post-Besitzern im Land: Er hat auch werktags mit Rindern zu tun. Er arbeitet als „Supervisor“ in Afrikas größtem Schlachthof in Lobatse, 60 Kilometer südwestlich von Gaborone. Ein Spagat, der dem Botswaner nicht immer leicht fällt. „Lebende Rinder sind mein Hobby, tote Rinder mein Einkommen.“

## 9. „Blooding area“: Zu Besuch in Afrikas größtem Schlachthof

Rinder sind nach den Diamanten Botswanas zweiter Exportschlager. In Lobatse werden sie nach modernsten Verfahren fast ausschließlich für Verbraucher in der Europäischen Union verarbeitet. 1999 wurden 48 Prozent der Rinderprodukte nach Großbritannien exportiert, 20 Prozent nach Deutschland. Als Mitglied des Commonwealth kommt Botswana in den Genuss des 1975 geschlossenen Lomé-Abkommens. Es gestattet Botswana, das Rindfleisch zum zwei- bis vierfachen Weltmarktpreis in die Europäische Union zu exportieren. Vorausgesetzt, alle Auflagen werden minutiös erfüllt.

Die „Botswana Meat Commission“ (BMC) hält das Monopol und beschert dem Staat jährlich immerhin Einnahmen von knapp einer Viertel Milliarde Mark. Trotzdem macht Don April, der mächtige Production-Manager, nicht gerade einen zufriedenen Eindruck. Von seinem Büro aus schaut er auf die Anlieferungszone, wo Trucks aus dem ganzen Land ihre schlachtreifen Rinder abladen. Immer öfter aber sind die großen Lkw nur halb beladen. Oder es kommen kleine Pickup-Fahrzeuge vorgefahren. Auf ihren mit Eisengittern umfassten Ladeflächen stehen dann, dicht an dicht, zwei oder drei Rinder. Mehr können oder wollen die Bauern nicht hergeben. Viele bringen ihre Rindviecher auch nach Francistown, wo seit 1990 der zweite, etwas kleinere BMC-Schlachthof steht.

Zu den Glanzzeiten, in den frühen 80ern, wurden in Lobatse manchmal mehr als 1.000 Rinder am Tag geschlachtet. Der Rekord datiert aus dem Jahr 1982: 237.135 Rinder, allein im Juli waren es 34.056. „Heute sind wir nur noch zu 60 Prozent ausgelastet“, sagt Don April. Statt 1.000 werden jeden Tag ungefähr 600 Tiere mit „captive bolts“ getötet und innerhalb weniger Stunden zerlegt. Sobald die Rinder, meist noch zuckend, kopfüber am Haken hängen, wird mit einem professionellen Schnitt die Kehle geöffnet, Blut schießt raus. „Blooding area“ nennen die 2.000 Mitarbeiter die gekachelte Zone, aus denen das Blut in breiten Bächen abfließt. In Lobatse wird auch für den muslimischen Markt geschlachtet.

Es ist nicht nur die interne Konkurrenz in Francistown, die die Zahl der Schlachtungen zurückgehen ließ. Es scheint, als erlebe das Rind gerade in Zeiten mäßiger Wirtschaftsprognosen, seine Renaissance als Sicherheit für seinen Besitzer: „Wissen Sie, viele Menschen in diesem Land können sich einfach schlecht von ihren Tieren trennen“, sagt Don April. Menschen wie John Masisi, der am Wochenende auf seine Cattle Post fährt. Noch heute sind Rinder außerdem Zahlungsmittel, auch wenn das offiziell verboten ist. Selbst der „Brautkauf“ soll noch vorkommen: Der Mann zahlt mit den Rindern für die Arbeitskraft der Frau, die der Familie der Frau verloren geht.

Ein weiteres Problem für den Schlachthof sind seit jeher die langen Anfahrtswege. Auch die Fertigstellung des Trans-Kalahari-Highways Anfang

1998 hat kaum etwas bewirkt. Die Regierung hat den letzten Abschnitt der Straße bis zur namibischen Grenze vor allem deshalb asphaltieren lassen, damit die großen Viehtransporter aus dem Raum Ghanzi schneller nach Lobatse kommen können. Dort, zwischen Gobabis in Namibia und Maun in Botswana, leben die mächtigen Viehbarone vom Stamme der Herero.

Selten nur noch werden die Rinder im Stile amerikanischer Cowboys im Treck durch die Kalahari getrieben. Es dauert zu lange. Außerdem verlieren die ohnehin mageren Rinder auf dem strapaziösen Weg zu viel ihres Gewichtes.

„Es kommen bessere Zeiten“, erklärt Don April. „Die Gesellschaft ist im Wandel. Und unser Fleisch ist spitz. Sehr mager. Garantiert ohne chemische Zusätze und BSE-frei. Ehe das Fleisch in Europa ankommt, ist es doch schon längst weiterverkauft.“

## 10. Hoffnungsträger Ian Khama

„Ian is back“, titelt im September der Botswana Guardian, die mit etwa 20.000 Exemplaren auflagenstärkste unter den sechs Wochenzeitungen Botswanas. Unter der fetten schwarzen Überschrift: Ein schmales aber seitenhohes Bild in der Art eines Paparazzi-Fotos. Leicht unscharf, zeigt es Ian Khama, wie er eiligen Schrittes über den Platz vor dem Parlamentsgebäude in Gaborone geht. Ian Khama ist amtierender Vizepräsident, Sohn des Staatsgründers Sir Seretse Khama und damit Hoffnungsträger der meisten Botswaner. In der Öffentlichkeit wird Khama, der bis 1997 auch Oberbefehlshaber der Streitkräfte, der „Botswana Defence Force“, war, bereits als nächster Staatspräsident gehandelt.

Khama gilt als charismatischer Mann, freundlich, intelligent, nicht-korruptierbar, strikt in seinem politischen Handeln. Als er Kunde davon bekam, dass sich im Zentrum der Hauptstadt, vor den Toren der Universität, ein Straßenstrich etablierte, mit dem sich vor allem Studentinnen ihren Lebensunterhalt finanzierten, griff er durch: Der Vizepräsident ließ kurzerhand die Freier wegsperren. Die Studentinnen, die sich als Prostituierte verdingten, kamen ungeschoren davon, sie taten es schließlich nur, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen – argumentierte Khama. Mit dieser für ihn typischen Nacht- und Nebelaktion, die keinerlei gesetzliche Legitimation besaß, stieß Khama nicht überall auf Gegenliebe.

Sein Handeln, auch in anderen Angelegenheiten, ging manchem Parlamentarier zu weit. Khama, der sich der Rückendeckung durch das Volk sicher sein konnte, drohte: Entweder man lasse ihn handeln, wie er es für richtig halte, oder er gehe eben. Khama ging, studierte kurze Zeit in London.

Jetzt ist Ian „back“, zurückbeordert vom Präsidenten, Festus Mogae, der seinen Vize um Unterstützung bittet.



Mogae ist erst der dritte Präsident in der 34-jährigen Geschichte Botswanas. Der erste, Staatsgründer Sir Seretse Khama, von den Botswanern immer noch hochverehrt, starb 1980 im Amt, der zweite, Sir Dr. Ketumile Masire, trat am 31. März 1998, 72-jährig, freiwillig zurück, um Platz zu machen für Festus Mogae.

Wie seine beiden Amtsvorgänger gehört auch Mogae der „Botswana Democratic Party“ (BDP) an. Er gilt als ausgewiesener Finanzexperte, aber als farblose Erscheinung. Geboren 1939, Wirtschaftsstudium in Oxford, in den 70er Jahren Finanzstaatssekretär und Vertreter Botswanas im Internationalen Währungsfonds, Vorsitzender des SADC, ab 1989 botswanischer Finanzminister, ab 1992 Vizepräsident, gleichzeitig Führungsfunktion bei der Debswana Diamond Company.

Als er 1998 Staatspräsident wird, stecken Wirtschaft und Politik in einer tiefgreifenden Krise. Die zum Teil zweistelligen, jährlichen wirtschaftlichen Wachstumsraten der 80er Jahre haben keine Arbeitsplätze gebracht. Die Expansion wurde einzig von der hochmechanisierten Diamantenindustrie vorangetrieben. Doch die bietet gerade vier Prozent der Erwerbsfähigen einen Arbeitsplatz. Die Arbeitslosigkeit Botswanas beträgt heute nach offiziellen Angaben 30 Prozent. Allerdings fallen viele der als Beschäftigte registrierten in die Kategorie „Landwirtschaft“. Und die verschleiert das wahre Ausmaß der Arbeitslosigkeit. Botswana hat so gut wie keine Industrie und keinen Mittelstand. Hoffnung keimte auf, als die Regierung vor drei Jahren in Gaborone eine Produktionsstätte des japanischen Autobauers Hyundai ansiedelte. Was Staatspräsident Mogae damals als „Weg in die Zukunft“ propagierte, scheiterte nach nicht einmal einem Jahr am Konflikt mit Südafrika, das Hauptabnehmer der Fahrzeuge sein sollte: Weil Südafrika aber selbst gerne die Montagehalle gebaut hätte, verweigerte es die Einfuhr der in Botswana montierten Autos.

Neben dem Arbeitsmarkt existiert eine immer größer werdende „working-poor-class“: Frauen und Männer halten sich mit Jobs, die mit 400 Pula (200 Mark) entlohnt werden, über Wasser. Sie arbeiten als „Maid“ oder übernehmen Sicherheitsdienste. Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen könnte man diesen Erwerbszweig auch nennen. 400 Pula sind allerdings ein Hohn angesichts mitteleuropäischer Lebensmittelpreise in den gut bestückten Supermärkten: Botswana importiert 90 Prozent seiner Nahrungsmittel aus Südafrika. Das treibt den Preis in die Höhe.

## **11. „Botswana setzt auf Stabilität“ oder: Frustration auf ganzer Linie**

1994 trifft die wirtschaftliche Krise die regierende BDP. Das Jahr bildet einen Einschnitt in der Geschichte des Landes. Bei den Parlamentswahlen schrumpft die Mehrheit von 70 auf 54 Prozent der Stimmen. Die stärkste

Oppositionspartei BNF erreicht 37 Prozent und gewinnt die meisten der ländlichen Regionen. Weil in Botswana aber ein strenges Mehrheitswahlrecht herrscht, reicht es für die BNF nur zu 13 der 40 Sitze, die vom Wähler vergeben werden. Bei einem Verhältniswahlrecht hätte die BNF deutlich mehr Sitze bekommen. Zum ersten Mal in der Geschichte des Landes wackelte die Mehrheit der regierenden BDP.

Ich habe einen Termin bei Dr. Onalenna Selolwane, um mehr über die politischen Ereignisse während und nach den Wahlen von 1994 zu erfahren. Dr. Selolwane ist Leiterin des Fachbereichs Soziologie an der „University of Botswana“ in Gaborone. Die einzige Uni im Land ist 1982 gegründet worden und liegt mitten in der Stadt, gleich neben dem Nationalstadion. Der Campus ist riesig und von einer Mauer umgeben. An den vier Zufahrten stehen kleine Pförtnerhäuschen.

Knapp 10.000 Studenten besuchen die Uni, 60 Prozent von ihnen wohnen auf dem Campus. Die anderen kommen jeden Morgen aus den Stadtteilen Gaborones zu den Vorlesungen. Die Uni boomt. Seit 1995 hat sich die Zahl der Studenten um 100 Prozent erhöht, allein in diesem Jahr schrieben sich 800 Studenten neu ein.

Nur wer ein Stipendium des Staates hat, kann es sich leisten zu studieren. Doch der Staat ist freizügig, froh, den Schulabgängern für drei, vier Jahre eine Perspektive bieten zu können. Wer danach nicht einen Job in den Ministerien und Departments der Regierung oder in einer Kommunalverwaltung bekommt, der rutscht fast sicher in die Arbeitslosigkeit. Der Staat ist der größte Arbeitgeber im Land. Botswana hat eine aufgeblähte Bürokratie.

Auf dem Campus wird gebaut, drei Kräne sind zu sehen. Eine Turnhalle entsteht und zwei neue Vorlesungssäle. Die Uni ist ein Vorzeigeprojekt der Regierung. Moderne, zweistöckige Gebäude, verbunden durch überdachte Wege. Zwischen den Gebäuden befinden sich Höfe, die als Aufenthaltsbereiche genutzt werden; außerdem: Buch-Shops, Cafés, Fußball- und Tennisplätze und eine Klinik.

Traurig blickt die vielleicht 30-jährige Frau auf dem Plakat durch einen Zaun aus Stacheldraht. „Women´s Rights are human Rights“ steht in dicken schwarzen Lettern über ihrem Kopf. Das Plakat klebt an der Tür zum Büro von Dr. Selolwane in der Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Das Büro ist geräumig. Ich muss an die oft kleinen und miefigen Kellerverliese von Professoren an deutschen Universitäten denken. Selolwanes Zimmer ist dagegen geradezu nobel, auch wenn man die Wand vor lauter Büchern nicht sieht. Nur eine kleine Lücke ist frei: Aus ihr blickt, etwas griesgrämig vielleicht, Staatspräsident Festus Mogae. Das Porträt vor himmelblauem Hintergrund hängt in jedem Raum der Uni – wie in jedem staatlichen Gebäude in Botswana. Und davon gibt es viele.

Dr. Selolwane hat wenig Zeit, sagt sie jedenfalls. „Zehn Minuten können wir reden.“ Dann komme schon der nächste Gesprächspartner und schließlich müsse sie ja auch noch in die Vorlesung. Sie ist eine gefragte Frau.

Das Gespräch dauert trotzdem eine dreiviertel Stunde: „Die Wahlbeteiligung war 1994 mit 76 Prozent so hoch wie noch nie in der Geschichte unseres Landes“, beginnt sie. Zwischen 30 und 40 Prozent lag der Schnitt der bisherigen Wahlen. „Die Menschen sind eben zufrieden mit ihrer Situation gewesen. Wozu also Politik? Diese Einstellung änderte sich erst zu Beginn der 90er Jahre, als das Wirtschaftswachstum stagnierte und die Arbeitslosigkeit stieg.“

Die 1994er Wahlen verliefen relativ ruhig. An eine einzige Demonstration erinnert sich Selolwane. Außerdem sei ein Auto umgekippt und angezündet worden. „Wissen Sie“, sagt sie wie zu meiner Beruhigung, „wir Botswaner gelten in der Welt als friedlich.“ Regierungsgegner und Anhänger der Opposition seien nach der knappen Stimmniederlage zwar enttäuscht gewesen, nun setzten sie ihre Hoffnung aber ganz auf die Parlamentswahlen im Oktober 1999.

Die Zeit für einen Regierungswechsel, sie schien reif.

Ein Jahr vor den Wahlen veranstaltete Dr. Selolwane auf dem Unicampus eine Podiumsdiskussion: Sie lud Politiker aller Parteien ein, dazu Vertreter verschiedener Nicht-Regierungs-Organisationen wie etwa der deutschen Friedrich-Ebert-Stiftung, ferner Angehörige der Armee und Wirtschaftsexperten. Vor großem Publikum befragte Selolwane die Parteienvertreter nach ihren Programmen. „Vor allem die Konzepte der Opposition sollten auf den Tisch. Kaum jemand im Land wusste doch, für was etwa die BNF eigentlich einträte.“

Zwar gibt es in Botswana in der Theorie eine Parteienstruktur von nationalen Ebene bis hin zum Kreisverband. Praktisch aber werden kaum Inhalte transportiert. Es gibt nur wenige Mitglieder, keine Büros – und kein Geld. Es ist ein offenes Geheimnis, dass nur die regierende BDP aufgrund personeller Verquickungen über ausreichende Ressourcen verfügt. Sie lässt sich von höchster Stelle finanzieren, vom Diamantenkonzern Debswana.

Selolwane sagt, die größte Oppositionspartei BNF hätte eine reale Chance auf den Wahlsieg gehabt. Hätte. Wenn nicht Ende 1998 ein innerparteilicher Konflikt um Posten derart eskaliert wäre, dass BNF-Politiker Mike Dingake sich mit seinen Getreuen von der BNF und ihrem charismatischen Führer Kenneth Koma abnabelte. Dingake gründete die „Botswana Congress Party“ (BCP).

„Die Folgen waren verheerend: Irritierte Wähler, die ihre Hoffnung verloren und am Wahltag zu Hause blieben“, sagt Selolwane. Von den 850.000 Wahlberechtigten trugen sich nur 480.000 in die Wahlregister ein. 355.000

gingen tatsächlich an die Urne. Vor allem unter jugendlichen Arbeitslosen herrschte am Wahltag große Apathie. Warum noch wählen, wenn man die Regierung nicht mehr will und die Opposition ohnehin keine Chance hat?

Die BDP von Staatspräsident Festus Mogae siegte mit 53 Prozent der Stimmen und erhielt 33 der 40 Sitze. Sie hatte sich aufgrund besserer Strukturen und Ressourcen in den ländlichen Regionen behauptet, zusätzlich der Opposition städtische Wahlkreise abgenommen. Sechs Sitze gingen an die BNF, die 24 Prozent der Stimmen erreichte, und nur ein einziger an Dingakes Abspaltungsprodukt BCP.

„Botswana setzt auf Stabilität“, titelte nach diesem Wahlergebnis die Neue Züricher Zeitung. So konnte man es auch sehen. Richtig ist aber auch: In Botswana hat die Zeit der Frustration begonnen. Demokratie oder doch Oligarchie? „In der Politik fehlt die Alternative“, sagte Selolwane.

Am weltweiten Ruf einer Musterdemokratie im gesamten Afrika konnten die letzten Wahlen nicht rütteln. Kein Putsch, kein Bürgerkrieg, nicht einmal Korruption, statt dessen stets reibungslos verlaufende Wahlen, drei Präsidenten, dazu das große Vermächtnis des Staatsgründers Sir Seretse Khama: Immunität gegen die Seuchen Rassismus und Apartheid. Khama, junger Thronfolger des Bangwato-Stammes, wurde Mitte der 40er Jahre zur Ausbildung nach Großbritannien geschickt. Dort lernte er während seines Jura-Studiums die Engländerin Ruth Williams kennen. Ihre Heirat 1948 löste einen Skandal aus: Sie vertrug sich einerseits aus Stammessicht nicht mit der Würde des Thronfolgers. Andererseits duldete das rassistische Bild der Europäer in Südafrika keine gemischte Heirat. Khama wurde die Einreise in seine Heimat verweigert. Er blieb im britischen Exil.

In den 50ern änderte sich das politische Bewusstsein der Kolonialherren. Die Briten gaben den Plan der Integration Betschuanalands in die Südafrikanische Union zugunsten einer Unabhängigkeit auf. Mit seiner Frau kehrte Khama 1956 zurück. Entgegen aller Erwartungen wurden beide vom Bangwato-Volk triumphal empfangen. Mit seinem späteren Nachfolger im Präsidentenamt, Ketumile Masire, gründete Khama 1961 die „Botswana Democratic Party“. Bei den ersten freien Wahlen im März 1965, eineinhalb Jahre vor der Unabhängigkeit am 30. September 1966, errang die BDP 80 Prozent der Stimmen. Der charismatische Khama wurde zum Volkshelden, seine weiße Frau Ruth war die smarte Lady an seiner Seite. Sie gibt sich bis heute besonders volksnah: Wenn man Glück hat, sieht man sie, fast 80-jährig, in Gaborone mit dicken Einkaufstüten aus dem neuen Einkaufszentrum Game an der Straße nach Tlokweng kommen. An ihren verstorbenen Mann erinnert eine Bronzestatue in dem kleinen Park vor dem Parlament.

## 12. Laute Musik und die Seuche Aids

Sonntag. Letzter Tag der BITF 2000, der „Botswana International Trade Fair“, einer im ganzen südafrikanischen Raum bekannten Handels- und Dienstleistungsmesse. Auf dem Showground am Südrand Gaborones tummeln sich Tausende von Menschen zwischen Werbe- und Verkaufsständen, zwischen Verschlügen mit Tieren und Karussells für Kinder. Großunternehmen wie Debswana zeigen in der modernen Halle Videos und verschenken Sekt, Entwicklungshilfekooperativen verkaufen Honig oder Korbwaren aus eigener Herstellung, Künstler aus Swasiland oder Simbabwe bieten günstig ihre geschnitzten Giraffen oder bemalten Straußeneier an. Ein riesiges Areal gehört den Tieren. Rinder, Esel, Ziegen, Hühner: Hier wird alles verkauft. Ein bisschen abseits hat die botswanische Armee Panzer aufgefahren und Stellungen gegraben. Eine ideale Möglichkeit zur Selbstdarstellung.

Ich habe den Eindruck, die Veranstalter nehmen den Begriff von der Handelsmesse nicht so genau. Wer etwas zu bieten hat, darf kommen und sich und seine Produkte ausstellen.

Gleich neben dem schlichten Kettenkarussell, das mir schon aus der Ferne eher Angst als Spaß macht, bei dem dennoch nie ein Stuhl frei bleibt, wenn die Fahrt beginnt, hämmern gewaltige Bässe aus vier Boxen. Auf Tischen und Stühlen sitzen junge Männer, vielleicht 18 bis 20 Jahre alt. Sie tragen blaue, gelbe oder schwarze T-Shirts mit einer aufgenähten roten Schleife, einer Aids-Schleife. Über ihnen, zwischen zwei Baumwipfeln, schwebt an einer Leine ein Ballon in der Form eines Zeppelins. Auf der gelben Außenhaut: Rote Schleifen und Telefonnummern.

„Wir wollen auf Aids aufmerksam machen“, sagt Ismail. Und weil das Gesundheitsministerium ihm und seinen Mitstreiter von der „Youth Health Organisation“ weder Flyer noch Kondome zur Verfügung gestellt hat, müssen sie das eben durch laute Musik tun. Jeden Tag sei ihnen das Aufklärungsmaterial von neuem versprochen worden. Bis heute, bis zum letzten Tag der BITF, sei nichts gekommen. Die Jungs sind frustriert. Auch deshalb ist die Musik laut.

Wer an dem Stand vorbeikommt, geht schneller. Ein misstrauischer Blick vielleicht. Ist es die Musik, die viele abschreckt, weil ein Gespräch im Umkreis der Boxen schlichtweg nicht möglich ist?

Oder ist es die Krankheit Aids?

Wenn Ismail nicht gerade auf einer Messe einen Stand betreut, sitzt er meist für seine „Youth Health Organisation“ in seinem kleinen „Aids-Office“ irgendwo im ältesten Stadtbezirk Gaborones. Ab und zu schickt ihn sein Chef in eine der „Primary Schools“. „Aufklärungsarbeit“, nennt er das. Darauf ist Ismail stolz. Denn er weiß, dass Aufklärung in Botswana Not tut. „Wir sagen den Kindern, was Aids ist, wie es übertragen wird. Wie man sich vor Aids schützen kann.“

Aids, das ist in Botswana eine Epidemie, eine Seuche, oder wie Ismail es ausdrückt: Ein „nationales Desaster“. 36 Prozent der 15- bis 49-jährigen, also der sexuell aktiven Personen, sind HIV-positiv. Das ermittelte unlängst UNAIDS, die Welt-Aids-Behörde. Die Zahl gilt als seriös. Offiziell hat Botswana damit die höchste Aids-Quote der Welt.

36 Prozent! Eine Zahl, die mich schockiert. Statistisch gesehen ist also jeder dritte derer, die mit mir in einem Minibus sitzen, HIV-positiv. Oder vier der zwölf Erwachsenen, die am Bankschalter vor mir stehen, haben Aids.

### **13. Aids-Zahlen – nicht gut für den Ruf?**

Ich kann Aids nicht sehen. Im Gegenteil, die Leute sehen gesund aus, sie sind groß. Wenn ich die Zahlen nicht wüsste – nie würde ich auf den Gedanken kommen, Aids sei in Botswana ein so großes Problem. Sicher, es gibt große Stellwände, etwa am Busbahnhof in Lobatse: „Avoiding Aids“ steht da in dicken schwarzen Buchstaben. Daneben das berühmte Aids-ABC, ein Schlagwort aus den 80er Jahren: A steht für „Abstain!“, B für „Be faithful!“, C für „Condomize!“ Doch die Schrift ist verblasst. Werden die Schilder überhaupt wahrgenommen?

Ich höre mich um.

Ismails „Youth Health Organisation“, zu der in Gaborone ungefähr 30 Leute gehören, untersteht formal der STD-Unit, einer vom Gesundheitsministerium eingerichteten Koordinationsstelle. STD, das steht für „Sexually Transmitted Diseases“. 1987, zwei Jahre nachdem der erste Aids-Fall in Botswana diagnostiziert wurde, wurde sie eingerichtet. Es ging zunächst nur am Rande um Aids. Es galt, aufzuklären über Geschlechtskrankheiten ganz allgemein und ihre Ausbreitung einzudämmen. Heute spricht selbst Patrick Tema, Leiter der STD-Unterabteilung Gesundheit und öffentliche Aufklärung, nur von „Aids-Unit“, wenn er die STD-Unit meint.

Hoch über den Dächern Gaborones, in den Stockwerken neun bis elf der Postzentrale, da sollen die Fäden im landesweiten Kampf gegen Aids zusammenlaufen. Die STD-Unit ist hier vor vier Jahren mit ungefähr 20 Mitarbeitern eingezogen.

Im Aufzug ein kleiner Aufkleber, der auf den Welt-Aids-Tag am 1. Dezember hinweist: „Avoiding Aids. Listen! Learn! Live!“. Der Flur, an dessen Ende Temas Büro liegt, ist dunkel und kahl. Kein Plakat gegen Aids, keine Aids-Schleife. Dafür Namensschilder an jeder Tür, darunter Bezeichnungen einzelner Arbeitsschwerpunkte: „NGO-Coordination“, „STD-Management“, „Information, Education, Communication“. Erst in Temas Zimmer hängen an der Pinwand neben dem Fenster mit Panoramablick ein paar Plakate und Flyer,

die zum Kampf gegen Aids aufrufen: „Join hands in the struggle against Aids.“ Darunter ein Poster, das zeichnerisch veranschaulicht, wie man ein Kondom benutzt. „Sehen Sie, was wir hier leisten“, sagt Tema knapp und hält mir stolz eine kleine, zwölfseitige Broschüre hin: „Sentinel Surveillance Report 1999“. Der Jahresreport von der STD-Unit. Schwerpunkt diesmal: HIV unter Schwangeren. 42,70 Prozent der Frauen in Francistown, die 1999 von einem Kind entbunden worden sind, hatten Aids. Francistown ist immerhin die zweitgrößte Stadt im Land. In Gaborone waren es 37,08 Prozent. Zahlen, die erschrecken.

Die STD-Unit kann die Seuche Aids nur noch verwalten. Gewiss, die Mitarbeiter der STD-Unit gehen in die Schulen, um jungen Leuten zu sagen, wie sie sich vor Aids schützen können. Aber was hat es gebracht? Vor drei Jahren galten ein Viertel der Bevölkerung als infiziert, heute ist es bereits jeder Dritte. Ein neuer Schwerpunkt der Arbeit ist darum das „Home-Based-Care“-Programm: Weil in den Krankenhäusern kein Platz mehr ist, werden Aids-Patienten im Endstadium ihrer Krankheit zu Hause gepflegt. Die STD-Unit stellt das Personal und kümmert sich um die Finanzierung. In Botswanas größtem Krankenhaus, dem Princess Marina Hospital in Gaborone, sind 60 Prozent der 547 Betten mit Aids-Patienten belegt.

Die Folgen für das kleine Land Botswana werden verheerend sein. Anfang der 90er Jahre hatte Botswana mit circa 67 Jahren eine der höchsten Lebenswartungen in Afrika. Bis 2005 wird sie auf 37 Jahre sinken. Das wurde auf dem 13. Internationalen Aids-Kongress im Juli 2000 in Durban (Südafrika) gesagt, der sich mit den Auswirkungen von Aids auf die Staaten des südlichen Afrikas befasste.

Ron E. Greasley fürchtet um den Ruf seines Landes. Der 58-jährige Geschäftsführer der University of Botswana sitzt in seinem winzigen Büro auf dem Campus und tippt lauter Zahlen in einen Taschenrechner. „Botswana ist ein Opfer seines eigenen Erfolgs!“, doziert er und unterlegt jedes seiner Worte mit einem leichten Faustschlag auf seinen Schreibtisch. „Nirgendwo sonst werden die Statistiken doch so gut geführt, wie in unserem Land. Glauben Sie etwa, dass es im Kongo auch nur drei Ärzte gibt, die Aids feststellen können?“ Greasley, der gebürtige Brite, lebt seit den 60er Jahren im Land und hat einen botswanischen Pass. „Dies ist ein komisches Land“, sagt er. „Gesprochen wird über Aids nicht. Man kann alles nachlesen. Aber reden, das will keiner hier.“

Dabei ist jedem in Greasleys Umgebung bekannt, dass kaum eine Personengruppe im Land so sehr von Aids betroffen ist, wie die Studenten: „1999 sind im Durchschnitt jede Woche zwei Angehörige der Universität an Aids gestorben – meistens waren es Studenten, manchmal auch Dozenten und Mitarbeiter der Verwaltung“, sagt Greasley.

Wer an der Universität graduiert und nicht HIV-positiv ist, der gehört einer Minderheit an. Angeblich sind 60 Prozent der Absolventen infiziert. Auch eine Zahl, die man offiziell nirgends nachlesen kann, die aber im Raum steht.

Greasley sagt mir, er und seine Kollegen aus dem Management der Universität diskutieren mit der Regierung Botswanas darüber, ob es sinnvoll ist, von denjenigen, die studieren wollen, einen Aids-Test zu verlangen. Was nutzen dem krisenanfälligen Staat teure Studenten, die ohnehin nur noch zehn Jahre zu leben haben?

Wie er selbst darüber denkt, verrät Greasley nicht. „Ich weiß es nicht“, sagt er. „Fragen Sie nicht.“

Im Eingangsbereich der zur Uni gehörenden Klinik steht ein Kondomspender, man läuft direkt drauf zu. Von Aids allerdings kein Wort. Statt dessen eine Plakatwarnung vor Tuberkulose. Dr. Biight Bagwasi, der dickliche Klinikdirektor sagt mir: „Ja, Aids ist in diesem Land ein Problem. Aber wir erreichen die Leute nicht. Das geht nur über den Hinweis auf Tuberkulose. Aids bringt uns die Tuberkulose zurück.“

Bis in die 70er Jahre hinein war Tbc in Botswana weit verbreitet, Tausende starben an ihr. Noch immer fürchten sich die Menschen vor Tbc. Obwohl sie in den 80er Jahren fast ausgerottet werden konnte. Die Immunschwächekrankheit Aids bringt sie zurück.

Aids ist außer Kontrolle geraten. „Wir stehen am Scheideweg vor der drohenden Vernichtung unserer Nation“, sagte unlängst Präsident Festus Mogae in einer Rede an die Nation. Erstmals rief er zur „Offenheit“ gegenüber der Krankheit auf. Die Zahl der Aids-Tests müsse erhöht, Erziehung und Information verbessert werden.

## 14. Aids und der Sinn des Lebens

Wieder treffe ich mich mit Dr. Onalenna Selolwane, der Leiterin des Fachbereichs Soziologie. Selolwane war an einer wissenschaftlichen Untersuchung beteiligt, die die Universität gemeinsam mit der Regierung von Botswana und der Weltgesundheitsorganisation Mitte 1999 in Auftrag gab: „Study of knowledge, attitude and behavioural aspects of HIV/Aids among students of the University of Botswana“. 1.300 Studenten wurden zu ihrem Sexualverhalten, zu ihren Vorlieben, zur Zahl ihrer Partner, zum ersten sexuellen Kontakt und zum Umgang mit der Krankheit Aids befragt. Das Ergebnis habe sie selbst „irritiert“, sagt Selolwane: Einerseits kam heraus, dass 97 Prozent der Studenten sehr genau Bescheid wissen über Aids, die Übertragungswege kennen und auch die Möglichkeiten sich zu schützen. „Das ist nicht neu. Auch aus den Ländern Ostafrikas ist bekannt, dass die Leute um die Gefährlichkeit der Krankheit wissen“, sagt Selolwane.



Überraschen muss vor diesem Hintergrund aber, dass die Zahl der Infizierten in Botswana und ganz besonders an der Universität steigt. Die Studie liefert nach Ansicht der Dozentin einen Erklärungsansatz: „Sie hat gezeigt, dass viele der Befragten trotz Risikobewusstseins keine Veranlassung sehen, ihr Sexualverhalten zu ändern. Sie tun so, als gäbe es Aids nicht.“

Selolwane schließt aus dem Ergebnis der Befragungen, dass es einen „nicht kleinen Personenkreis“ gibt, der den „Sinn für den Wert des Lebens verloren“ habe. „Menschen glauben, das Leben sei ohnehin sehr kurz, was kümmert mich da mein Verhalten.“ Für den sexuell aktivsten Teil der Bevölkerung, die Studenten, hat dieses Verhalten verheerende Folgen.

„Wir müssen Aids aus der Tabuzone holen“, sagt Selolwane. Das ist schwierig, weil das Verhalten ein Phänomen ist, das tief in der Kultur verwurzelt ist: „Wer sich heute in Botswana offen zu seiner Krankheit bekennt, der riskiert eine zweite, soziale Ausgrenzung“.

Ohnehin, sagt Selolwane, treffe Aids nicht ganz zufällig ausgerechnet die botswanische Gesellschaft in so extremer Weise. „Es fehlt dieser Gesellschaft an einer verbindlichen Moral.“ Über Sex werde kein Wort geredet, aber Sex werde in „extremer Weise“ praktiziert. „Schauen Sie sich die Ehe an. Sie ist eine Scheininstitution: Nach außen hin wird der Eindruck eines intakten Zweierverhältnisses gewahrt, während die Ehe in vielen Fällen keine Konventionen nach sich zieht. Fremdgehen ist in. Viele Männer haben ihre Zweit- oder Drittfrau. Jeder weiß das, keiner spricht darüber.“

Aids – das ist in Botswana auch ein Armutproblem. Eine von Selolwane und Studenten der Soziologie vorgenommene Untersuchung in der Stadt Mahalapye mit ungefähr 35.000 Einwohnern hat gezeigt, dass die armen Familien in sehr extremer Weise von Aids betroffen sind. „Es ist sehr verbreitet, dass sich minderjährige Frauen älteren Männern andienen. Die Männer machen ihnen Geschenke, zahlen für das Essen, finanzieren die Ausbildung. Oft ist jeweils ein Mann für einen bestimmten Lebensbereich zuständig. Die Gegenleistung ist Sex.“

Ein gesellschaftliches Phänomen, dass die Ausbreitung von Aids entschieden gefördert haben soll. „Solange, wie diese Praxis nicht stoppen, werden wir Aids nie in den Griff bekommen.“

## 15. „Es geht um Leben, nicht um Tod!“

Anke Brendel kam im März 1998, kurz nach ihrem Examen, nach Botswana. An der Freien Universität Berlin hatte sie Medizin studiert und zwischendurch zwei Krankenhauspraktika absolviert, das eine in Simbabwe, das andere in Sambia.

Für ihr Praktisches Jahr kehrte sie wieder zurück ins südliche Afrika, an das Bamalete Lutherische Hospital in Ramotswa, einer 28.000 Einwohner-Stadt nordwestlich von Gaborone, direkt an der Grenze zu Südafrika. Das Krankenhaus wurde 1960 von deutschen Missionaren der Hermannsburger Mission gegründet und noch heute beschäftigt es fünf deutsche Ärzte. Anke Brendel, seit September 1999 Ärztin mit einem Zweijahresvertrag, wohnt in einem schlichten, 40 Quadratmeter großen Häuschen auf dem Gelände des Hospitals.

Wenige Monate nach ihrer Anstellung wurde ihr die Leitung der Frauenstation übertragen. Denn Anke Brendel war plötzlich eine gefragte Person. Sie wusste und weiß mehr über Aids als viele ihrer Kollegen. Für die Frauen, von denen viele mit Aids kommen, ist Anke Brendel die letzte Hoffnung. Während ihres Praktischen Jahres hat sie sich intensiv mit dem HI-Virus befasst. Die Kollegen hätten sie anfangs nicht weiter ernst genommen in ihrem Beschäftigungsdrang, sagt sie. Heute ist sie es, die immer wieder um Rat gefragt wird, wenn ein Aids-Patient mit einem anti-retroviralen Medikamentencocktail aufgepöppelt werden soll. „Sogar der Chef klopft, wenn er nicht weiter weiß, an meine Tür.“

Leute wie Anke Brendel werden gebraucht in Botswana. Es gibt nur wenige im Land, die sich mit der Aids-Behandlung auskennen, einer lebensverlängernden Therapie. In Deutschland leben Menschen, die 1997 mit HIV infiziert wurden, statistisch 17 Jahre, bis die erste Aidsabhängige Erkrankung ausbricht. Doch in Botswana gibt es zu viele Unwägbarkeiten.

Medikamente stehen zwar zur Verfügung, jedoch längst nicht in ausreichender Zahl. „Es mangelt an staatlicher Unterstützung, an großangelegten Programmen, die nicht bloß die Vermeidung von Aids thematisieren, sondern auch die Hilfe im Krankheitsfall“, meint Brendel. Nur zögerlich erklärt die Regierung die neuen Behandlungsformen zur Staatsangelegenheit. Das aber wäre wichtig, denn ohne die staatliche Fürsorge und Unterstützung läuft in Botswana bekanntlich gar nichts. Mittlerweile aber sterben sogar hochrangige Politiker an Aids ...

„Die Therapie mit anti-retroviralen Medikamenten, die Jahre dauern kann, kostet monatlich 1800 Pula.“ Das sind 850 Mark. Das Geld kann kaum jemand aufbringen, eine Krankenversicherung gibt es nicht. Großunternehmen und Banken gehen bereits dazu über, Finanzpools einzurichten, für ihre infizierten Mitarbeiter.

Ein zweites Problem hängt mit der mangelnden Disziplin der Patienten zusammen. Wenn eine Behandlung beginnt, ist der Erfolg längst nicht sicher: „Die Therapie erfordert ein ungeheures Durchhaltevermögen. Die Tabletten müssen in ganz bestimmter Anzahl zu ganz bestimmten Tageszeiten eingenommen werden. Nicht über Tage oder Wochen, sondern über Jahre. Diese Disziplin bringen nicht viele auf.“

Doch es gibt Ausnahmen. Ausnahmen, die so wichtig sind für die Arbeit von Anke Brendel: Die junge Aids-Patientin, vielleicht 25 Jahre alt, die vor drei Monaten zu ihr in die Klinik kam, sei ein „körperliches Wrack“ gewesen.

„Sie konnte kaum stehen, sie aß nicht, sie war furchtbar schwach. Der Lebenswille war gebrochen. Mit staatlicher Hilfe wurde sie anti-retroviral behandelt.“

Heute hat sich die Erscheinung der Frau grundlegend verändert. „Sie isst und trinkt wieder, sie geht aufrecht. Sie fühlt sich als Frau, kleidet sich auch so. Sie fasste neuen Mut.“

„Wie kannst du das alles ertragen, immer nur Tod und Sterben?“, wird Anke Brendel immer wieder von ihren Eltern daheim in Bucholz bei Görlitz und von Freunden gefragt. Anke Brendel erzählt dann die Geschichte dieser Frau oder sie sagt: „Ich denke bei Aids nicht Tod. Es geht darum, Leben zu verlängern und damit geht es um das Leben an sich. HIV macht uns allen nur klar, dass unser Leben endlich ist.“

## 16. Ausblick

Botswana steht in mehrfacher Hinsicht am Scheideweg. Die wirtschaftlich „fetten“ Jahre sind vorbei. Der Reichtum des Landes steht auf einem schmalen Fundament. Zwar lagern Diamanten noch reichlich unter der Kalahari, zudem gelingt es, immer mehr Safari-Touristen anzulocken – dem Arbeitsmarkt nutzt das bisher aber wenig. Die Regierung ist nicht in der Lage, einen Mittelstand oder eine Industrie zu etablieren. Die Menschen werden unzufriedener, weil sich einerseits zwar der Bildungsstand erhöht, andererseits aber die Lage auf dem Arbeitsmarkt verschlechtert. Hinzu kommt, dass es Botswanas Demokratie an ernsthaften Alternativen und an einer politischen Öffentlichkeit fehlt. Beruhigend wirkt da zumindest, dass die Botswaner von sich behaupten, sie seien ein ausgesprochen friedfertiges Volk das seine Zeit am liebsten auf den Cattle Posts verbringt.

„Wir sind zu wenig Leute. Wir brauchen Einwanderung!“, klagt mir ein Mitarbeiter aus dem „Ministry of Lands and Housing“. Angesichts der epidemischen Ausbreitung von Aids muss man davon ausgehen, dass die Anzahl der Erwerbsfähigen in den nächsten Jahren trotz relativ hoher Geburtenrate dramatisch sinken wird. „Wir stehen vor der drohenden Vernichtung unseres Volkes“, sagt der Staatspräsident. Der Satz schockiert, vielleicht steht er aber auch für ein Umdenken im Umgang mit Aids. Schafft es Botswana nicht, die Krankheit Aids aus der Tabuzone zu holen, ist die Zukunft des Landes ungewiss. Trotz Diamanten.